

Illustrirtes Sonntagsblatt

Wöchentliche Beilage zur
Wildbader Chronik.

N. 3. 1887.

Wandlungen.

Novelle

von

Adolph Katsch.

(Nachdruck verboten.)

Kürzlich erst nach langjährigem Aufenthalte in Australien in meine deutsche Heimath zurückgekehrt, traf ich meinen Jugendfreund Karl Bernard ganz unvermuthet in der Hauptstadt bei einem gemeinsamen Bekannten.

Wir waren Schul- und Universitätsfreunde gewesen, hatten uns seitdem nicht wieder gesehen, und darüber waren etwa vierzehn Jahre vergangen. Die Freude war groß, unser Aufenthalt aber nur kurz, da jener Bekannte krank im Bette lag.

„Was hast Du heute vor?“ fragte Karl, als wir die Treppe hinabstiegen.

„Eigentlich nichts!“ entgegnete ich. „Meine Pflichtvisiten sind abgemacht.“

„Recht so!“ rief er, indem er die Hausthüre öffnete und auf einen eleganten Wagen deutend, welcher vor dem Hause hielt, mich bat, mit ihm nach seiner Wohnung zu fahren.

Es war eine stattliche Wohnung in der schönsten Gegend der Stadt, dicht vor dem Thore, vor welcher wir endlich anhielten. Sie war von der Straße abgegrenzt durch ein geschmackvolles eisernes Gitter und einen geräumigen, mit Gebüsch und Bäumen besetzten Vorgarten.

Luxuriös, aber gebiegen war die innere Einrichtung des Hauses, zu dem wir über eine große, zu beiden Seiten mit blühenden Topfgewächsen besetzte Porttreppe hinaufstiegen. Nachdem wir mehrere Zimmer durchschritten hatten, schob mich mein Freund durch eine Portièrre und rief, indem er hinter mir eintrat: „Regina, Herzenskönigin, mein alter Freund Fidelis!“

Sofort erhob sich von einem Stuhle am Fenster, woselbst sie mit einem kleinen Mädchen von vier Jahren vor einem Tischchen gesessen, eine schlankte junge Frau, und trat mir mit der ungeheucheltsten Freudigkeit in ihren schönen Zügen entgegen.

Forschend mich einen Augenblick betrachtend, streckte sie mir vertraulich die Hand entgegen und sprach: „O wie freue ich mich, Sie endlich auch einmal kennen zu lernen! Mein Mann hat mir so viel von Ihnen erzählt, von Ihrer alten Freundschaft zu ihm, von den gemeinsam betriebenen Studien, ja auch von den lustigen Streichen, die Sie mit einander ausgeführt. Sie sind mir daher längst ein lieber Bekannter, und wie oft haben wir lebhaft bedauert, daß Sie für uns so ganz verschollen blieben!“

„Sieh, das ist unsere Jüngste, unsere Emmi,“ unterbrach sie Karl, sich zu mir wendend, und fügte, auf zwei hereinstürmende Knaben deutend, hinzu: „Die beiden Jungen kommen soeben aus der Schule; hier Karl, neun Jahre, und Albrecht, sieben Jahre alt!“

Es waren drei hübsche und für ihr Alter körperlich und geistig trefflich entwickelte Kinder.

Kaum waren die beiden Knaben erschienen, als ein Diener die Meldung machte, daß servirt sei. Als die Tafel aufgehoben wurde, empfahl sich die Dame des Hauses und wir begaben uns in Karl's Zimmer.

Hatte mich schon die gebiegene Einrichtung jener Räume, welche ich bisher betreten hatte, angenehm berührt, so setzte mich jetzt die des Studierzimmers in wahrhaftes Erstaunen.

Mein Freund weidete sich schweigend an meiner Verwunderung, dann sprach er bewegt: „Hier, Fidelis, findest Du die Träume unserer Jugend verwirklicht! Wie oft schon habe ich Dich herbeigesehnt, um Dir zu zeigen, wie treu ich an Dir und unseren damaligen Träumereien festgehalten habe. Dieser ganze Saal ist ausgeführt nach den Zeichnungen, die wir einst entworfen für den Fall, daß wir, zu Reichthum gelangt, uns ein Heim nach unserem Geschmacke ausbauen würden. Öffne die Thüre dort, und Du findest das Billardzimmer, öffne diese, und Du trittst in das Badegemach ein, an welches das Treibhaus und der Wintergarten sich anschließen.“

Ich war bis zu Thränen gerührt, als mir in fester Form und Gestalt die schimmernden Seifenblasen der Phantasien, an denen wir uns in den Tagen der Jugend ergötzt hatten, vor die Augen traten; und nachdem wir nach eingehendster Prüfung und Besichtigung wieder in das Studirzimmer zurückgekehrt waren, konnte ich nicht länger die Frage zurückhalten: „Wie ist es Dir möglich geworden, Dir das Alles so herzuzaubern?“

Karl lächelte. „Mäßige Mittel reichten dazu aus; aber das Wunderbare daran ist, wie ich, der Findling armer Pauerleute, zu denselben gelangte. Das aber will ich Dir jetzt ausführlich erzählen: Nachdem Du die Universität verlassen, ist mir Deine Spur völlig verloren gegangen. Deine Eltern konnten mir nur mittheilen, daß Du nach Australien gegangen wärest, wußten aber selbst keine sichere Adresse von Dir.“

„Es war unvorsichtig von mir,“ entgegnete ich, „daß ich mich durch die glänzenden Schilderungen, welche ein aus Australien zurückgekehrter Bekannter von den einem tüchtigen Arzte dort sich bietenden Chancen entwarf, verlocken ließ, dorthin zu gehen. Lange Zeit wollte es mir nicht glücken, so daß ich mich gezwungen sah, in höchst untergeordneten Comptoirstellungen mein Brod zu erwerben. Ich schämte mich dessen so sehr, daß ich meine Eltern lange ohne Nachricht ließ, bis es mir endlich gelang, eine Anstellung an dem Hospital der Kolonial-Hauptstadt zu erlangen, welche für mich die Brücke wurde zu meiner, vor einem Jahre erfolgten Berufung an die süddeutsche Universitätsklinik, an der ich fortan wirken werde. Erst als ich jenen Wirkungskreis gefunden, schrieb ich an meine Eltern. Dann aber auch an Dich! Der Brief kam jedoch zurück mit der amtlichen Bemerkung, daß Du unauffindbar seiest. Von meinen Eltern erfuhr ich, Du seiest nach Absolvierung Deines Staatsexamens sofort nach Rußland abgereist, leider aber sei Deine Adresse ihnen abhanden gekommen.“

„Verwirrung über Verwirrung!“ rief Karl. „Ich war als Arzt mit einem livländischen Baron auf die Güter desselben gegangen, aber als er nach zwei Jahren starb, nach Deutschland zurückgekehrt. Unter dessen waren Deine Eltern verzogen und Deine Schwestern hatten sich nach entfernten Orten verheirathet. Meine Pflegemutter, die mich erzogen und mir vorwärts geholfen in der Welt, lag im Sterben, und starb mir auch wirklich unter den Händen. Ihre kleine Habe war aufgezehrt, meine geringen Ersparnisse waren verloren gegangen mit sammt meiner übrigen Habe, als man mir bei der Heimreise den Koffer vom Wagen stahl. Ich, der Doctor medicinae et chirurgiae, ich, der Mann, der aus seinem Staatsexamen mit der Censur „vorzüglich“ hervorgegangen war, ich, der praktische Arzt und Geburtshelfer, stand nackt und bloß auf dem Pflaster der Hauptstadt und beneidele den Holzhacker, der um die Mittagszeit auf irgend einer Treppe saß und mit dem besten Appetit aus dem braunen Henteltopfe die mit Petersilie bestreuten Brühkartoffeln herauslöffelte, welche die neben ihm sitzende Frau ihm zum Mittagmahle bereitet hatte. Ach, der Appetit fehlte mir nicht, im Gegentheile, mir fehlte nur die Aussicht, ihn in allernächster Zeit befriedigen zu können.“

Meinen Lieblingswunsch, mich an der Universität zu habilitiren, mußte ich unter solchen Umständen aufgeben. Ich bewarb mich um mehrere Stellungen, theils als Armenarzt, theils als Hilfsarzt an Hospitälern, sie waren sämmtlich vergeben.

Eine Hoffnung, eine letzte, blieb mir noch! Eine wissenschaftliche Abhandlung welche ich in Rußland ausgearbeitet, hoffte ich bei einem Verleger verwerthen zu können. Indeß auch dieser Plan schlug fehl, so daß ich fast in Verzweiflung gerieth.

So schritt ich eines Tages, tief in Gedanken versunken, quer über die Straße meiner Wohnung zu. Da packte mich plötzlich eine Männerfaust an dem Kragen meines Rockes, riß mich mit starker Hand zurück, und eine kräftige Bassstimme schalt auf mich ein: „Herr, in drei Teufels Namen, wollen Sie sich denn mit aller Gewalt räubern lassen? — Schrumm!“

Ich taumelte zurück und wäre in der Ueberraschung zu Boden gefallen, wenn die Hand meines Retters mich nicht gehalten hätte. Hart neben uns rollten in schnellem Trabe die Wagen vorüber, die

mich ohne sein rechtzeitiges Eingreifen sicherlich überfahren haben würden.

Fassungslos und wie aus einem tiefen Traume erwachend, starrte ich meinen Lebensretter an, in welchem ich sofort an dem ausgestoßenen Wörtlein: „Schrumm!“ unseren alten Studiengenossen Freiherrn v. d. Nahe erkannte — ein Wörtlein, welches ihm früher schon den gleichen Spitznamen unter uns eingetragen hatte. Er hielt mich noch immer fest gepackt und rief jetzt stannend: „Gilt Himmel, Karl, bist Du es? Mensch, wie siehst Du aus?“

Ich war keines Wortes mächtig. Schrumm schob kaltblütig seinen Arm unter den meinen und sprach: „Komm' mit mir!“

Willenlos folgte ich mich seiner Aufforderung. Stumm schritten wir vorwärts, flogen einige hundert Schritte weiter eine Treppe zu einem im Souterrain belegenen Restaurant hinab, und mein Begleiter rief dem Kellner zu: „Fritz, fünfzig Stück Austern, eine Flasche Sekt und die Speisefarte auf Nummer zwei.“

„Zu Befehl, Herr Assessor, gleich, gleich!“ entgegnete Fritz, und mein Begleiter führte mich durch das weite Kellergeläß zu einem gesonderten, kleinen, behaglich ausgestatteten Raume. Dort drückte er mich sorglich in eine Sophaede und sprach: „Nun, alter Junge, erhole Dich erst einmal von Deinem Schrecken. Dann wollen wir Frühstück und Du sollst mir erzählen, warum Du so krank und schwach aussehst!“

Der Kellner erschien mit den befohlenen Gegenständen und erhielt die Weisung, dafür zu sorgen, daß wir ungestört blieben.

Ich wollte reden und konnte nicht, die Thränen rannen mir aus den Augen.

Schrumm suchte mich zu beruhigen. Als aber das nicht sofort helfen wollte, sprang er auf, löste den Kork der Flasche, der mit lautem Knalle zur Decke empor flog, setzte mir das überschäumende Champagnerglas an den Mund und zwang mich, dasselbe zu leeren.

Ein zweites Glas mußte schleunigst dem ersten folgen, und siehe da, das Mittel half. Meine aufgeregten Nerven beruhigten sich, die Brust, die mir vorher wie zugeschnürt gewesen war, erweiterte sich, mein Kopf wurde freier.

„Ich danke Dir, Schrumm,“ sagte ich, „aber —“ „Unsinn, alter Junge!“ unterbrach mich Jener. „Was hast Du mir zu danken? Ich säße wahrhaftig heute noch in Quarta, wenn Du mir von da ab nicht durch alle Klassen hindurch geholfen hättest! — Stoß an! Auf Dein Wohlergehen, lieber Karl! Und nun laß uns

die Austern vertilgen und dann sehen, was die Speisefarte uns noch Weiteres beschereen kann. Ich habe einen glorreichen Appetit!“

Während des lang ausgedehnten Frühstückes hatte sich Schrumm durch einige Fragen schnell über meine Lage unterrichtet, denn der Wein machte mich offener, als ich vielleicht sonst gewesen wäre.

„Das ist doch Alles zusammen noch nicht dazu angethan, um am Leben und an der Zukunft zu verzweifeln,“ meinte er. „Laß mich nur machen, es wird sich schon etwas für Dich herausfinden lassen! Ich muß jetzt fort; aber Du siehst höllisch angegriffen aus und bedarfst

der Ruhe. Ich werde Dich in Deine Wohnung begleiten, schlaf aus und erwarte mich gegen Abend.“

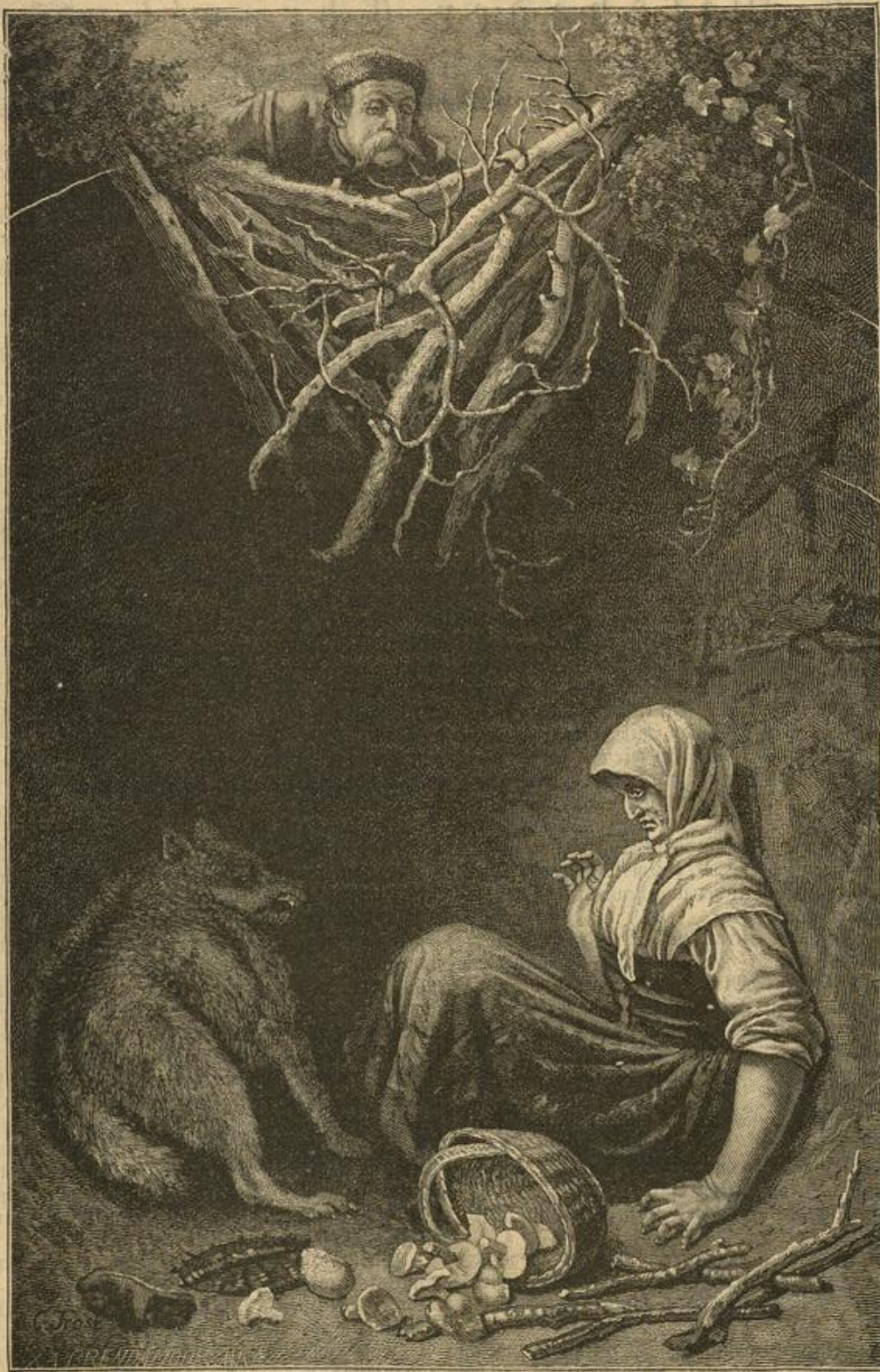
Ich wollte gegen seine Begleitung protestiren, denn ich schämte mich, ihn einen Blick in die Armseligkeit meines Dachkammerleins werfen zu lassen, sprach von vielen Treppen und Beschwerclichkeiten, aber Schrumm erwiderte: „Nichts da, Alter! Ich muß doch wissen, wo ich Dich finden kann!“

Wir verließen das Lokal und stiegen die fünf, von Stockwerk zu Stockwerk immer schmaler und steiler werdenden Treppen hinan. Schrumm, das schmeerbäuchige Riesentkind, schnaufte wie ein Walroß hinter mir her.

Kaum war er ein wenig zu Athem gekommen und hatte sich umgeschaut, da rief er mit Emphase: „Nein, bei den unsterblichen Göttern allen, die den hohen Olymp bewohnen, schwöre ich Dir, daß nichts in der Welt mich wieder dazu verlocken soll, hinan zu klimmen in dieses Rattenloch! Siebenundneunzig Treppenstufen und fünf vor der Hausthüre, macht zusammen einhundert und zwei! Ich habe sie alle wohl gezählt und gefunden, daß dieser Tempel der Freundschaft zu hoch angelegt ist für meine schwache Kraft! Puh! In diesem Boche mußte ja der fideleste und volhbädigste Junge binnen acht Tagen melancholisch und schwindelhaftig werden! Schließe die Bude zu und stecke

den Schlüssel in die Tasche, hier darfst Du nicht länger bleiben! Deine Siebensachen lassen wir später holen; jetzt aber nehmen wir die erste Droschke, die uns begegnet, und fahren nach unserer Wohnung. Gott sei Dank, bei mir steht immer ein Zimmer und ein Gastbett frei für einen lieben Freund! — Keine Widerrede! Mein Wille steht fest, wie des Schicksals Verhängniß! — Schrumm!“

Mit diesen Worten schob er mich zur Thüre hinaus, verschloß dieselbe, steckte mir den Schlüssel in die Tasche und drängte mich die Treppe hinab. —



In der Wolfskalle. Nach einem Gemälde von Carl Trost. (S. 32)

Zum ersten Male unterbrach ich hier des Freundes Erzählung mit den Worten: „Gott sei Dank, daß ich Dich endlich in Freundes Händen weiß, mir war bange um Dich geworden. Braver, ehrlicher Schrumm, das siehst Dir ähnlich! Sein Kopf war immer hart, aber sein Herz das treueste, weichste, liebevollste!“

Du beurtheilst ihn richtig.“ entgegnete Karl. „Doch höre weiter! Er hat mehr für mich gethan, als Du zu ahnen vermagst.“

Als wir in seiner Behausung ankamen, war es mit meinen Kräften zu Ende. Die lange Reihe schmerzlicher Erfahrungen, welche ich durchzumachen gehabt, die Seelenkämpfe, welche ich bestanden, der Hunger, das Elend und die Noth, die ich ertragen, ließen mich nach den Aufregungen des Tages zusammenbrechen.

Schrumm und sein Diener entkleideten mich und schafften mich in's Bett. Wilde Fieberphantasien durchtobten mein Gehirn, und der herbeigerufene Arzt schüttelte bedenklich das Haupt.

Wochen lang lag ich besinnungslos; aber Schrumm und Heinrich, sein Diener, wichen nicht von meinem Lager. Ihrer unermüdlichen Pflege hatte ich es einzig und allein zu danken, daß ich zu neuem Leben wieder erwachte. Schwach, matt, hilflos wie ein Kind war ich, als mir die Besinnung wieder zurückkehrte, und abermals vergingen Wochen, bevor ich den Versuch wagen konnte, das Bett zu verlassen.

Als ich zum ersten Male aufstehen konnte, fand ich neue, elegante Hauskleidung vor meinem Lager, und als ich die erste Ausfahrt mit meinem Freunde wagen wollte und nach meinen Kleidern fragte, da führte mich Schrumm an den Kleiderschrank und sprach: „Hier, mein Junge, Deine Garderobe!“ und dann deutete er auf eine Kommode und sagte: „Hier Deine Wäsche!“ Es war eine luxuriöse Ausstattung, für Sommer und Winter, und nicht einmal Pelztiefeln und Pelzrock fehlten darunter.

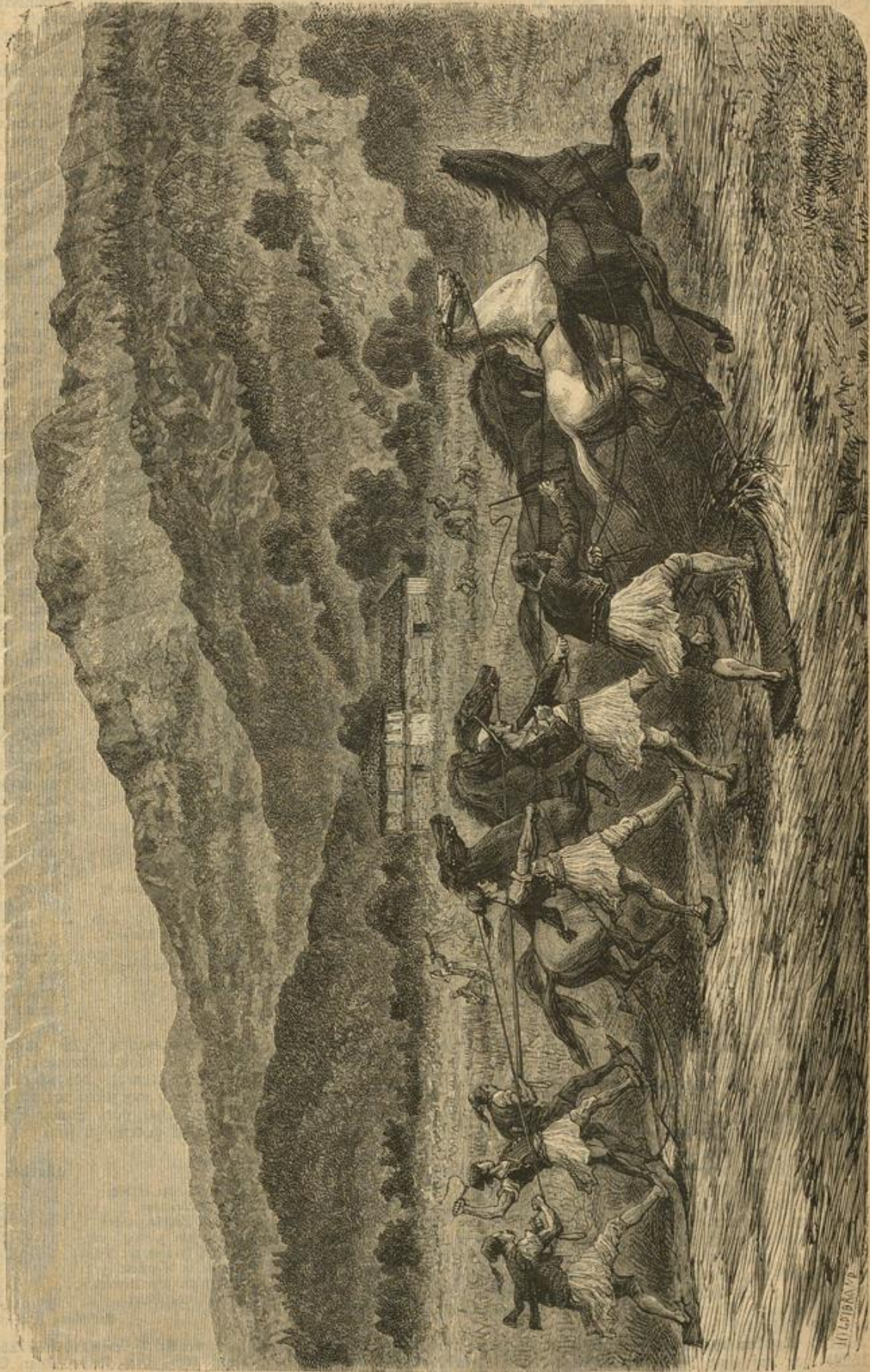
„Ich kann das nicht annehmen,“ rief ich bewegt, und die Thränen traten mir in die Augen.

„Närrischer Kerl,“ sprach Schrumm lustig: „Denkst Du denn, ich will Dir das schenken? Denke gar nicht daran! Drüben in meinem Schreibtische liegen die bezahlten Rechnungen und daneben das Kontobuch, das ich für Dich angelegt habe, und darin ist Dein Debet auf Heller und Pfennig eingetragen für Alles, was ich für Dich verauslagt habe, und bei Heller und Pfennig sollst Du mir's heimzahlen, sammt den Zinsen und Zinseszinsen, sobald Du erst in guter Praxis stehst. Bist Du nun zufrieden?“

„Geh ich antworten konnte, fuhr er fort. „Gib Dich, daß Du in die Kleider kommst, damit wir das gute Wetter nicht verpassen! Unter-

wegs will ich Dir erzählen, daß ich auch schon eine Stelle für Dich aufgegabelt habe, wenn sie Dir paßt.“

Dankend schüttelte ich ihm tiefgerührt die Hand. Er aber sprach: „Mache doch nicht so viel Aufhebens von der Geschichte! Sind wir denn nicht Freunde und Brüder von Kindesbeinen an gewesen?“ Und



Das Dreschen des Getreides in Griechenland. (S. 32)

so war er mir beim Ankleiden behilflich, und schob mir zuletzt noch eine wohlbeschwerte Börse in die Tasche.

Ich mußte annehmen, was er mir gab; was hätte mein Weigern geholfen?

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

In der Wolfsfalle. (Mit Bild auf Seite 30.) — Der Fang des Wolfes erfolgt in Ungarn, Polen, Rußland u. s. w., wo dies schädliche Raubthier noch heute in Menge vorlumpt, in Fallgruben, die man oben mit einem leichten Dache aus Baumstäben verzieht, in deren Mitte ein Stück Fleisch als Köder hingelegt wird. Unser Bild auf Seite 30 (nach einem Gemälde von Carl Trost) zeigt uns das Innere einer solchen Wolfsfalle, jedoch hat der darin gefangene Räuber unerwartet Gesellschaft bekommen, indem ein armes altes Weib aus dem nahen Dorfe, das im Walde Pilze gesucht, Abends in der Dunkelheit ebenfalls hineingefallen ist. Der Sturz hat ihr zum Glück keinen Schaden gethan, aber grenzenlos ist ihr Entsetzen über die Nähe des Wolfes, der sich jedoch feigelein eine Ecke verkrochen hat, als habe er Furcht vor der häßlichen Alten. Erst der Förster, der kommt, um nach seiner Falle zu sehen, wird die Arme aus ihrer schrecklichen Lage erlösen, um dann dem Räuber-dasein Siegrimm's durch einen wohlgezielten Schuß ein Ende zu machen.

Das Dreschen des Getreides in Griechenland. (Mit Bild auf Seite 31.) — In Griechenland wird das Getreide durchweg noch heutigen Tages in der höchst primitiven Weise, welche unser Bild auf S. 31 darstellt, auf einer großen, mit Blatten belegten Tenne, die sich vor jedem Dorfe befindet, unter freiem Himmel mittelst Dreschschlitten ausgekörnt. Die Getreidegarben werden dazu in konzentrischen Kreisen niedergelegt, dann bespannt man etwa ein halbes Duzend Dreschschlitten (schmale, gegen vier Fuß lange, vorn etwas gekrümmte Bretter) mit je einem Pferde, ebenso viele junge Leute treten auf die Schlitten und jagen nun im Galop über die Garben hin. Glaubt man, daß überall die Körner aus den Ähren ausgequetscht seien, so werden die Garben mittelst Rechen entfernt und die liegen gebliebenen Körner zusammengelehrt und gereinigt. Natürlich geht bei diesem groben und veralteten Verfahren aber nicht nur ein großer Bruchtheil des Kornes verloren, sondern es wird dadurch auch das ganze Stroh verdorben.

Todten-Hochzeiten. — Die Ehe wird bei den Chinesen für etwas so Wichtiges und Nothwendiges gehalten, daß sie nicht nur die Lebenden, sondern auch die Todten verheirathen. Die Geister aller männlichen Kinder, die ganz jung sterben, werden nach einiger Zeit mit den Geistern weiblicher Kinder, die im gleichen Alter aus dem Leben geschieden, vermählt. Stirbt z. B. ein zwölfjähriger Knabe, so trachten seine Eltern sechs oder sieben Jahre nach seinem Tode, seine Manen mit denen eines gleichalterigen Mädchens zu verehelichen. Sie wenden sich an einen Heirathsmittler, der ihnen sein Verzeichniß todtler Jungfrauen vorlegt; nach getroffener Wahl wird ein Astrolog zu Rathe gezogen, der den Geistern der beiden Abgeschiedenen das Horoskop stellt. Erklärt er die Wahl für eine günstige, so bestimmt man eine Glücksnacht für die Hochzeit. Diese geht folgendermaßen vor sich: Im Ceremoniensaale des Elternhauses des todtten Bräutigams wird eine papierene Nachbildung des Letzteren in vollem Hochzeitskostüm auf einen Stuhl gesetzt. Um neun Uhr, oder noch später, senden die Eltern eine kleine Hochzeitsänfte aus Palmencrinde im Namen des Geistes des Jünglings in's Elternhaus der Braut mit der Bitte, sie möchten dem Geiste des Mädchens gestalten, sich in die Sänfte zu setzen, um in ihr neues Heim gebracht zu werden. Die Chinesen glauben, daß jeder Mensch drei Seelen habe, und daß die eine nach seinem Tode bei seiner Ahnentafel bleibe. Dieser Glaube führt dazu, daß die Ahnentafel der todtten Braut vom Ahnentafel genommen und nebst ihrer papierenen Nachbildung in die kleine Sänfte gelegt wird. In manchen Fällen werden auch die von dem Mädchen zu seinen Lebzeiten getragenen Kleidungsstücke in's Elternhaus des verstorbenen Knaben überführt. Sofort nach Ankunft des von zwei Musikanten eröffneten Hochzeitszuges werden Ahnentafel und Papierbraut aus der Sänfte genommen; die Erstere findet ihren Platz nunmehr auf dem Ahnentafel des schwiegerelternlichen Hauses; die Papiergestalt wird auf einen Sessel gesetzt, den man neben denjenigen stellt, auf dem der papierene Bräutigam sitzt. Sodann rückt man einen mit verschiedenen Speisen besetzten Tisch vor das papierene Brautpaar, das von einem halben Duzend taoistischer Priester mittelst mehrerer Lieder und Gebeten ermahnt wird, den Ehebund einzugehen und das Hochzeitsmahl zu genießen. Den Schluß der Feier bildet die Verbrennung des papierenen Paares, sowie einer großen Menge von papierenen Dienern, Dienstmägden, Sänften, Geldnachahmungen, Kleidern, Fächern und Tabakspfeifen. [S. 31.]

Gutes Auskunftsmittel. — Der berühmte Humanist Keuchlin (1455 bis 1522) war auf einer Reise von Stuttgart nach Ingoistadt von einem solchen Unwetter überfallen worden, daß er in einem ländlichen Wirthshause Zuflucht suchen mußte. Um sich die Zeit zu vertreiben, nahm er ein hebräisches Buch zur Hand. Mittlerweile begann sich aber die Wirthsstube mehr und mehr mit Landleuten zu füllen, die ebenfalls vor dem strömenden Regen unter Dach gesüchtet waren und durch ihr Geschwätz einen solchen Lärm vollführten, daß Keuchlin vergeblich seine Gedanken zusammenzuhalten versuchte. Da verfiel er auf ein komisches Auskunftsmittel, sich Ruhe zu verschaffen. Er rief

dem Wirth zu, ihm ein Stück Kreide zu bringen, zog damit einen Kreis um den Tisch, an welchem er saß, malte in die Mitte ein Kreuz, an die vier Endpunkte desselben ein paar kabbalistische Zeichen, stellte dann zu seiner Linken mit schweigendem Ernst ein Glas Wasser hin, zu seiner Rechten steckte er ein Messer aufrecht in die Tischplatte. Dann legte er mit feierlichem Ernst das Buch in den geheimnißvollen Cirkel und begann laut zu lesen. Die Bauern, welche diesen Vorbereitungen mit Verwunderung zugeschaut hatten, verstummten vollständig und standen in abergläubischer Furcht in einiger Entfernung, die Wirkung der Beschwörung, welche der fremde Mann nach ihrer Meinung aussprach, abwartend. Eine Stunde verfloß — Niemand rührte sich, Keuchlin hatte das Kapitel beendet und das Wetter sich inzwischen aufgeklärt. Lächelnd stand er auf, klappte das Buch zu und schritt durch die Menge der Bauern, die ihm ehrfurchtsvoll auswichen, vor die Thüre der Schenke. Und ehe noch die verblüfften Landleute zu der Ueberzeugung gekommen, daß der vermeintliche Hexenmeister sie nur zum Besten gehabt, hatte er sein Pferd bestiegen und war davon geritten. [S. 31.]

Ein Tapferer. — Bei dem Sturm auf Belgrad wurde der tapfere Graf Guido v. Starhemberg, der sich in den ersten Reihen der Stürmenden, die Fahne seines Regiments hoch emporhaltend, befand, durch das Plagen einer Mine unter Trümmern und Erde begraben, und erst nach mehreren Stunden gelang es, ihn aus seiner entsetzlichen Lage zu befreien. Nach der Eroberung erhielt Starhemberg als Lohn für seine bewiesene Tapferkeit den ehrenvollen Auftrag, die Nachricht davon an den Kaiserhof nach Wien zu bringen. Dort mußte er die Geschichte der Eroberung erzählen und erwähnte dabei auch die Scene, wo er verschüttet unter Steinen und Erde der Mine begraben lag. „Aber wie war Ihnen dabei zu Muth?“ fragte die Kaiserin Eleonore den Erzähler naiv. — „Ich war nur um meine Fahne und meine Ohren besorgt,“ erwiderte kaltblütig der Held. „Um jene, daß sie nie in einer türkischen Moschee als Siegeszeichen prange; um diese, damit ich die Janitscharen um den Preis prelle, den ihre Agas für die abgechnittenen Ohren der Christen bezahlen!“ [S. 31.]

Graf Friedrich Hahn, der Vater der bekannten Schriftstellerin Ida Hahn-Hahn, war einer der größten Theaternarren und Verschwender seines Zeitalters. Als Charakteristikum für die letztere Eigenschaft diene eine Episode aus seiner Knabenzeit. Der kleine Fritz, der öfter den Umgang der Kinder des mecklenburgischen Großherzogs genoss, machte sich eines Tages mit dem gleichalterigen Erbprinzelein das harmlose Vergnügen, flache Kieselsteine in den Bach zu werfen, in der bekannten Weise, daß dieselben möglichst oft von dem Wasserspiegel emporgeschleudert wurden. Dabei entwickelte der kleine Graf Hahn eine ganz bedeutende Geschicklichkeit, die seinen Spiellameraden in nicht geringes Erstaunen versetzte. Endlich, nachdem er sich vergeblich bemüht, die Fertigkeit des Andern nachzuahmen, frug der Prinz ärgerlich, wie denn das zugehe, daß Hahn's Wurfgeschosse viel öfter emporhüpften. „Ja,“ meinte Fritzchen lachend, „ich habe eben viel flachere Steine, sieh' mal!“ Dabei griff er in die Tasche und zeigte seine Steine — lauter Doppelthaler. [S. 31.]

Vorahnung. — Bevor der König Ludwig I. von Bayern im Herbst 1867 nach Nizza ging, besuchte er die berühmte Tragödin Sophie Schröder, mit der er sehr befreundet war, in ihrer Wohnung in München. Beim Scheiden sagte die berühmte

Schauspielerin ganz traurig: „Es ist wohl das letzte Mal, daß ich Eure Majestät sehe.“ Der König antwortete: „Glauben Sie denn, Frau Sophie“ (so pflegte er sie zu nennen), „daß ich so bald sterbe?“ worauf die Schröder entgegnete: „Nein, ich muß zuerst fort, um Eure Majestät drüben empfangen zu können.“ In der That starb Sophie Schröder wenige Tage vor Ludwig I., ohne eigentlich krank gewesen zu sein. [S. 31.]

Charade.

Oft ein Lichtstrahl läßt entdecken
Uns das erste Silbenpaar,
Das zu schänden Lausherzweiden
Manchmal schon sehr günstig war;
Und wie's Licht, so auch der Schall,
Denn der Wind in manchem Fall
Wird an ihm leicht zum Verräther;
Nadeln sind oft seine Väter.

Wer nun etwa übel handelt,
Bettelt oder gar wohl flehlt,
Als ein Strolch das Land durchwandelt,
Der hat schließlich doch geföhlt
Schwer die Hand vom zweiten Paar;
Und das Ganze stellt sich dar
Als ein Städtchen, das vorhanden
Nah, wo Hamburgs Schiffe landea.

Ausscheidung folgt in Nr. 9. [Franz Marx.]

Ausscheidungen von Nr. 7: des Räthfels: Theater, Thäter; des Arithmogriphs: Apritose, Papier, Rose, Isaak, Kaiser, Ostlar, Syree, Criesec.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag von Chr. Wildbreit in Wildbad.
Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
Hermann Schönlcin in Stuttgart.

Wähler des VII. Wahlkreises!

Am kommenden Montag wird das deutsche Volk den Aufruf des **Kaisers** und der verbündeten Regierungen beantworten.

Es ist schon hinlänglich darauf hingewiesen worden, um was es sich bei dieser Berufung an die deutschen Wähler handelt. Die bewährten Räte des **Kaisers**, welche längst das **Vertrauen des deutschen Volkes in vollem Maße besitzen**, **Bismarck** und **Moltke**, haben in ihren denkwürdigen Reden im Reichstage zum Volke gesprochen.

Die Mehrheit des letzten Reichstages hat nicht einsehen wollen, daß die Sicherheit des Vaterlandes gegen den Erbfeind auf dem Spiel steht.

Herzerfreuende Beweise der Treue und Anhänglichkeit gegen **Kaiser** und **Reich** sind aber in der Zwischenzeit allerwärts erklingen und auch Mancher, der die Bestrebungen der Regierung früher verkannte, hat angesichts der Wichtigkeit der Sache sich uns angeschlossen!

Wer wollte auch **die schwere Verantwortung auf sich nehmen**, sich jetzt nicht ganz und voll zur Sache des Vaterlandes zu bekennen? Und wir Schwarzwälder haben noch **ganz besondere** Ursache dazu, wenn wir an einen unglücklichen Krieg denken!

Es ist also ein ernster Wahlgang; wenn wir aber Männer wählen, welche für die **unverfügte Militärvorlage** stimmen, dürfen wir nach dem Ausspruch **Volkes** hoffen, daß das Vaterland in militärischer Beziehung sichergestellt werden kann. Mit diesem Bewußtsein der Sicherheit und Stärke wird dann auch das geschwundene Vertrauen in die Zukunft sich wieder einstellen.

Wendet Euch also ab, ihr Männer, von den giftigen Einflüsterungen jener Umsturzpartei, welche in ihrer Kurzsichtigkeit jeder staatlichen Ordnung in bedenklicher Weise Hohn spricht!

Höret in den letzten entscheidungsreichen Stunden nur auf das, was **Gewissen, Vernunft, Liebe zum Vaterland und Euren Familien** Euch raten. Denn es bleibt ewig wahr:

„An's Vaterland an's teure schließ' Dich an,
Hier sind die starken Wurzeln Deiner Kraft!“

In dem ehrlichen, festen Bewußtsein, daß wir im Interesse der Sicherheit und der Ehre unseres Vaterlandes handeln, richten wir daher an alle Wähler und wahren Freunde des Volkes die dringende

Bitte, ihre Stimme mit der unsrigen zu vereinigen für die Wiederwahl unseres seitherigen Reichstags-
Abgeordneten

Julius Staelin in Calw,

der bisher unsern Wahlkreis in bester Absicht vertreten hat.

Tretet Mann für Mann an die Urne, beweiset durch einmütige,
zahlreiche Abstimmung, Jeder nach seinem Teil Eure Opferwilligkeit und
daß Ihr ein Herz habt für's Vaterland und für Euren nunmehr nahezu
neunzigjährigen Heldenkaiser!

Wählet Staelin!

Das Wahlkomitee des Bezirks Neuenbürg:

Neuenbürg:	Bub, Stadtschultheiß. Christian Loos. Gustav Palm, Apotheker. Th. Trillhaas. Wefinger, Oberamtspfleger.	Höfen:	Carl Commerell, Fabrikant. Louis Leo, Fabrikant.
Arnbach:	Schullehrer Reisser.	Igelsloch:	Schultheiß Bertsch.
Weinberg:	" Beutelsbacher.	Kapsenhardt:	" Hauff.
Bernbach:	Schultheiß Sieb.	Langenbrand:	Gemeindepfleger Meyler.
Bieselsberg:	Gemeindepfleger Delschläger.	Loffenau:	Schultheiß Dechle. Acciser Zeltmann.
Birkensfeld:	" Höll.	Maisenbach:	Gemeindepfleger Dittus.
Calmbach:	Schultheiß Häberlen. Louis Barth, Holzhändler. Fr. Keppler, "	Neusach:	Schultheiß Knöller.
Gonweiler:	Gemeindepfleger Scheurer.	Oberlengenhardt:	Jakob Kentschler.
Dennach:	Wilh. Hörter, Speisewirt.	Oberniebelsbach:	Karl Glauner.
Dobel:	C. Zeltmann z. Sonne.	Offenhausen:	Vincenz Weiß.
Engelsbrand:	Schultheiß Schöninger.	Rothensol:	Schultheiß Kircher.
Enzklosterle:	" Keppler.	Salmbach:	" Wagner. Gemeinderat Matth. Burkhard.
Feldrennach:	Lammwirt Bürkle.	Schömberg:	Schultheiß Kentschler.
Gräfenhausen:	Schullehrer Bachteler. (mit Oberhausen.) Anwalt Dittus.	Schwann:	Andreas Berweck, Gemeinderat.
Grunbach:	Mezgermeister Emendörfer.	Schwarzenberg:	Schultheiß Bolle.
Herrenalb:	Landtagsabgeord. Schulth. Beutter. Gemeindepfleger Gräßle.	Unterlengenhardt:	" Hartmann.
		Unterniebelsbach:	" Glauner.
		Waldrennach:	Zimmermeister Moschük.
		Wildbad:	Stadtschultheiß Bähner. Dr. Hausmann jun. Karl Schobert. Eugen Weigel z. Badhotel.

Den 18. Februar 1887.

Aus den Reden des Fürsten Bismarck

im preussischen Abgeordneten-Hause am 24. Januar 1887.

Die Militärvorlage ist dazu bestimmt, nicht heute unsere Wehrkraft zu erhöhen, sondern den Gefahren gegenüber, welche in der europäischen Konstellation in dem nächsten halben Menschenalter bevorstehen, haben wir den Wunsch, daß die Zahl der wehrfähigen ausgebildeten Deutschen um 200 000 vermehrt werde. 12 Jahre Heerespflichtigkeit und 16 000 Mann jährlich ausgehoben, gibt nach Verlauf der 12 Jahre gegen 200 000 nach buchmäßiger Rechnung mehr, als wir gegenwärtig haben.

Dieses Anwachsen der deutschen Streitmacht und Wehrfähigkeit halte ich für eine wesentliche Bürgschaft des Friedens, weil es den Eindruck auf das Ausland macht, daß wir um diese 200 000 Mann stärker sind.

Ich will noch hervorheben, daß es auf das Ausland in seiner friedlichen Einrichtung für die spätere Zeit, in dem Aufgeben der übertriebenen Rüstungen gegen uns doch einen erheblichen Unterschied macht, ob wir eine Verstärkung von nur 48 000 Mann und eine dreijährige Ausbildung von 16 000 Mann für uns ins Feld stellen können, oder ob wir überzeugt sind, daß wir diese selbe Verstärkung der Armee auf 7 Jahre bekommen.

Es ist in der Diskussion angedeutet worden, als könnten wir mit der Auflösung des Reichstags, die ja auch auf Antrag der preussischen Regierung und mit Zustimmung des Bundesrats beschlossen worden ist, andere Zwecke als die Verstärkung des Heeres verfolgen, etwa diejenigen, die man ja auch in Aufrufen an die Wähler und zwar auf den urteilslosen Teil der Wähler berechnet, findet, als wenn nun ein Reichstag geschaffen werden sollte, der geneigt wäre, nachher die **Monopole** zu bewilligen. Ich kenne das Maß von Urteilskraft der fortschrittlichen Wähler allerdings nicht, aber von denjenigen, die den andern Parteien angehören, bin ich ganz sicher, daß sie zwischen einem Abgeordneten, der Monopole bewilligen wird, und einem Abgeordneten, der nur die Heeresvermehrung bewilligen wird, sehr wohl zu unterscheiden wissen.

Das Wort Reaktion, das sich immer da ein-

zustellen pflegt, wo Begriffe fehlen, und das auch bei dieser Gelegenheit wieder in den Blättern, die mit Reichstagsabgeordneten in naher Verbindung stehen, vielfach gehört worden, ist reine **Verleumdung der Regierung**, an die, wie ich hoffe, die ehrlichen Unterthanen nicht glauben werden. **Wir sind und bleiben verfassungstreu. Die Monopolfrage wird wiederkommen, wenn wir einen unglücklichen Krieg geführt haben, wenn unsere Finanzen so beschaffen sind, daß wir zu jeglichen Mitteln die Zuflucht nehmen müssen.** Ja, dann würden nicht bloß Monopole, sondern sehr viel härtere Steuern kommen, als jetzt überhaupt bekannt sind; wenn wir militärisch weg sind, werden wir als Geschlagene schließlich uns Monopole auferlegen müssen, um unsere Kontribution an die Feinde zu bezahlen.

Denn daß man mit dieser Möglichkeit rechnen muß, werden auch die heftigsten Monopolfeinde nicht in Abrede stellen. Dann heißt es: Friß Vogel oder stirb!

Windthorst sagt, es beständen Gerüchte, wir wollten die **Verfassung beseitigen**. Das liegt in derselben Gegend, wenn man die Regierung der Reaktion beschuldigt.

Da wird von mir ein Bekenntnis zu dem bestehenden **Wahlgesetz** verlangt und die Versicherung, daß ich dieses Wahlgesetz nicht zerstören wolle. Windthorst kann ja sagen, er hätte dieses Wahlgesetz ursprünglich nicht gebilligt. Ich aber habe es gebilligt und selbst vorgeschlagen. Ich rechnete dabei auf den Fortschritt in der Entwicklung, auf die Schärfung des Urteils und auf die völlige Emancipation (Befreiung) der Wähler von der Agitation der Parteiführer.

Ich bekenne mich vor der Nation als den schuldigen Urheber dieses Gesetzes; ich habe es gewissermaßen als mein Kind zu vertreten und ich gebe daher Windthorst die verlangte Versicherung voll und unumwunden zu.

Im Schoße der verbündeten Regierungen ist von einer Anfechtung des Wahlgesetzes im Sinne Windthorsts keineswegs die Rede.

Was bedeutet das Wort Septennat?

Es gibt Leute, die den Wählern weiß machen wollen, unter dem Wort Septennat sei das zu verstehen, daß künftig der Soldat sieben Jahre statt der bisherigen drei, mit der Waffe dienen solle.

Das ist die größte Unwahrheit!

Die Dienstzeit des Soldaten wird in Deutschland niemals auf mehr als drei Jahre festgesetzt werden; das verbietet die Verfassung; es wird vielmehr damit genau so bleiben, wie es ist.

Das Wort Septennat bedeutet lediglich, daß die Zahl der Soldaten unseres Heeres, gerade so wie bisher es war, wieder auf die Dauer von sieben Jahren festgestellt werden soll, damit jeder weiß, wo er dran ist.

Es bedeutet nichts anderes, als daß unser Heer, welches vom Jahre 1880 bis heute 427 000 Mann stark war, vom Frühjahr 1887 bis dahin 1894 (also sieben Jahre lang) 468 000 Mann stark sein soll.

Diese Vermehrung ist, wie ja jedermann weiß, um deswillen notwendig, weil die Franzosen fortwährend ihr Heer verstärken, indem sie hoffen, uns durch die überlegene Zahl ihrer kriegstüchtigen Mannschaft besiegen zu können.

Wer also nicht will, daß wir den Franzosen, wenn sie uns über kurz oder lang angreifen werden, unterliegen sollen, der muß für die Heeresverstärkung in der vollen Zahl und in der ganzen Dauer von sieben Jahren eintreten, mit andern Worten, er muß seine Stimme dem nationalen Kandidaten geben.

Die französische Kammer. Das französische Heer.

Am 8. Februar 1887 hat die französische Abgeordnetenkammer die **außerordentlichen Kredite** des Kriegsministeriums **ohne jegliche Beratung einstimmig** bewilligt. Darnach hat der Kriegsminister Boulanger allein für das Jahr 1887 die Summe von

191 Millionen Franken

für **Rüstungszwecke** zu seiner Verfügung.

Für die Kriegervereine.

Am Sonntag, 6. Febr., war in Lauffen a. N. begeisterte Wahlversammlung für den nationalen Kandidaten Ellrichshausen. Der Vorstand des Kriegervereins Lauffen telegraphierte an den Ehrenpräsidenten des Württemb. Kriegerbundes Seine Hoheit den

Prinzen Weimar.

Er erhielt folgende telegraphische Antwort:

Aufrichtigen Dank für erfreuliche Mittheilung; ich **hoffe** und **erwarte**, daß **alle Kameraden** unseres Bundes, wie diejenigen von Lauffen, **fest** und **treu** zu **Kaiser** und **Reich** stehen werden.

Mit kameradschaftlichem Gruß. Der Ehrenpräsident des Württemb. Kriegerbundes.

Prinz Weimar.

Ein demokratisches Wahlmanöver.

Die Demokraten verbreiten die Nachricht, der Kaiser habe bei einer Hofgesellschaft gesagt:

Ich kann Ihnen sagen: es wird keinen Krieg geben.

Diese Nachricht ist erfunden.

Das Heilbronner nationale Wahlkomitee hat an den württ. Gesandten in Berlin telegraphiert.

Der **württembergische Gesandte** hat zurücktelegraphiert, es sei einfach **nicht wahr**, daß der Kaiser gesagt habe, es gebe **keinen Krieg**.